

Wie jeden Sonntag haben wir auch heute das „Wort Gottes“ gehört – Worte aus der Bibel, von denen oft gesagt wird, dass sie so schwer verständlich seien, zu hoch für Normal-Sterbliche, und auch weit weg von der Realität unseres Lebens. Die heutige Lesung behauptet das Gegenteil: „Das Wort (oder das Gebot) Gottes ist *nicht fern* von dir“, hat es da geheißt. „Es ist *nicht im Himmel*, sodass du sagen müsstest: Wer holt es herunter und verkündet es uns?“, d.h. es ist nicht zu hoch, um es zu verstehen und befolgen zu können. „Und es ist auch *nicht jenseits des Meeres*“. Es ist also nichts Jenseitiges; nicht etwas, was fern von unserer Lebenswirklichkeit ist, was mit unserem Leben eig. nichts zu tun hat. „Nein, das Wort ist *ganz nah* bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen.“ – So weit die Worte aus der Lesung.

Wie nahe uns das Wort Gottes gehen kann – sozusagen *haut-nahe* –, das zeigt uns an einem ganz konkreten Beispiel Jesus im heutigen Evangelium. Am nächsten – so sagt Jesus –, am nächsten kommt uns Gottes Wort buchstäblich in unserem *Nächsten!* Selbst dem Gesetzeslehrer, der Jesus hier eine Falle stellen will, selbst ihm ist das klar: Man soll den Nächsten, die Nächste lieben wie sich selbst. Er stellt das gar nicht in Frage. Doch: „Wer ist nun mein Nächster?“, fragt er. Und das ist gar nicht so eindeutig wie es scheint.

In der Geschichte, die Jesus daraufhin erzählt, geht es um einen, der von Räubern überfallen worden ist und nun halbtot im Straßengraben liegt. Ein Priester und ein Levit gehen an ihm vorüber. So verwerflich dieses Verhalten in unseren Augen scheint, so nachvollziehbar ist es aus damaliger Sicht. Denn nach jüdischem Verständnis macht es unrein, einen blutenden Menschen zu berühren – wie etwa auch eine Frau während der Menstruation. Die beiden, der Priester und der Levit, wollen sich vor ihrem Dienst im Tempel nicht die Hände schmutzig machen, ja sie dürfen es gar nicht. Das gebieten die Vorschriften. So klar ist die Sache also nicht.

Und auch heute gibt es durchaus eine andere Sicht auf dieses Gleichnis: Statt diesem einen Menschen zu helfen, der da unter die Räuber geraten ist, sollte man besser danach trachten, das Räubernest ausfindig zu machen und so deren unseligen Treiben ein Ende zu setzen, heißt es da etwa. Denn nur dann würde es auch in Zukunft keine Überfälle mehr geben und das Problem wäre erledigt. Man müsse also an den *Ursachen* ansetzen, an den ungerechten Strukturen, statt die *Symptome* zu bekämpfen.

Statt Menschen aus dem Mittelmeer zu retten, sollte man lieber nach den Gründen für diese massive Fluchtbewegung fragen und diese beseitigen, damit gar niemand auf die Idee kommt, sich auf dubiose Schlepper einzulassen und den gefährlichen Weg über

das Meer zu riskieren! So richtig die Überlegung ist, dass man ein Problem bei der Wurzel anpacken sollte und nicht bloß Wunden verbinden, so sehr geht das doch an der Notlage des konkreten Menschen vorbei. – Welcher Arzt würde einer Patientin die Hilfe verweigern mit der Begründung, dass man zuerst die Ursachen der Krankheit erforschen und bekämpfen müsse? Was die Patientin braucht – ebenso wie der Überfallene im Gleichnis oder die Flüchtlinge im Mittelmeer –, das ist konkrete Hilfe hier und jetzt! Hilfe von Menschen, die ein weites Herz haben; die nicht wegschauen, wenn die Not, das Elend so nah an sie (an uns) herankommt!

Interessanterweise gibt Jesus letztlich keine Antwort auf die gestellte Frage nach dem Nächsten. Nicht der Überfallene wird am Schluss der Geschichte als der Nächste dargestellt, sondern der *Samariter*. Jesus dreht sozusagen die Perspektive um und fragt aus dem Blickwinkel des Hilfsbedürftigen, wer sich als *dessen Nächster* erwiesen hat: nämlich „der, der barmherzig an ihm gehandelt hat.“

Es geht also nicht so sehr darum, ständig zu überlegen, wer denn unsere Nächsten sein könnten und wo wir helfen könnten. Denn dabei erliegen wir leicht der Versuchung, den anderen / die andere *von oben herab* zu sehen – gleichsam als Objekt unserer Hilfsbereitschaft („damit *wir* gut sein können!“). In dieser Gefahr stehen wohl auch so manche Hilfsaktionen und Spendengalas, so gut gemeint sie auch sein mögen.

Jesus geht es nicht um die Erfüllung einer Pflicht („Was muss ich tun, um ein guter Mensch zu sein?“) oder um die Beruhigung des eigenen Gewissens. Er will vielmehr unseren Blick schärfen – den Blick für die Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung, aber auch für Menschen, die uns über Zeitung und Fernsehen nahe kommen: dass wir sie nicht als lästiges Hindernis auf unserem Weg betrachten, als Störenfriede unserer Bequemlichkeit. Aber eben auch nicht als willkommene Objekte unserer Großzügigkeit, unserer Selbstbestätigung als „Gutmenschen“.

Jesus will vielmehr unseren Blick dahingehend schärfen, dass wir solche Menschen, über die wir sozusagen auf unserem Weg stolpern, dass wir sie als *Menschen* sehen – als einen Menschen, der auf derselben Ebene steht wie wir, dass wir ihm / ihr also auf Augenhöhe begegnen – und dass wir dann zum Nächsten / zur Nächsten für den anderen werden, wenn es notwendig, also wirklich Notwendig ist.

Mag. Albert Scalet